

Schiller

in dem

Jahrhundert nach seinem Tode.

Rede zur Feier des Geburtstages

Sr. Majestät des Kaisers und Königs

am 27. Januar 1905

im Namen der Georg-August-Universität

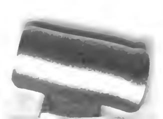
gehalten von

Edward Schröder.

Zweiter Abdruck.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1905.



Schiller
in dem Jahrhundert nach seinem Tode.

Schiller

in dem

Jahrhundert nach seinem Tode.

Rede zur Feier des Geburtstages

Sr. Majestät des Kaisers und Königs

am 27. Januar 1905

im Namen der Georg-August-Universität

gehalten von

Edward Schröder.

Zweiter Abdruck.



Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht

1905.

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn einem Vertreter der deutschen Philologie die ehrende Aufgabe zufällt, die Glückwünsche der Universität zum Geburtstag des Kaisers und Königs und ihren freudigen Heilruf an feierlich geschmückter Stätte mit einer Redegabe einzuleiten, so sind Sie alle gewiss, dass es ihm keine Mühe kosten darf, sich aus der Arbeit der Woche zu einer Betrachtung zu erheben, die dem festlichen Charakter des Tages gerecht wird. Ja Sie mögen in solcher Stunde den Germanisten beneiden, den der Beruf aus allen Zweifeln der Gegenwart, aus allen Reibungen des Alltags immer wieder hinführt zu den starken Wurzeln unsrer Kraft, zu den Hütern, Mehrern und Erzeugern der geistigen Schätze unseres Volkes, dem durch all das der Weg zu jugendlichen Herzen so leicht werden muss und das Bad der Verjüngung so sicher zu winken scheint.

Die letzten Jahre haben den Gebildeten der Nation mit einer langen Reihe von 100jährigen Gedenktagen die dankbare Erinnerung eingeprägt an das Heldenalter deutscher Dichtung und Wissenschaft. Im J. 1803 durfte sich die deutsche Litteraturgeschichte des Heimgangs von Klopstock, durfte sich mit ihr die Geschichte der deutschen Wissenschaft und Kunst Herders erinnern, des mächtigen Anregers, auf den hundert Fäden aus dem geistigen Leben der Gegenwart zurückführen. Seinem grossen Lehrer — und späteren Antipoden Kant war die eindruckvollste Erinnerungsfeier des abgelaufenen Jahres geweiht. Und heute rüstet man sich überall in deutschen Landen, den Tag würdig zu begehen, an dem vor 100 Jahren Schiller von uns geschieden ist: aus einem Leben, das ein halbes Menschenalter hindurch ein heldenhafter Kampf gegen Siechtum und körperliches Elend war.

Das deutsche Volk hat im November 1859 den hundertjährigen Geburtstag Schillers zu einer Jubelfeier ohne Beispiel gestaltet: es hat seinem Lieblingsdichter — und das war er damals unbestritten — überschwänglichen Dank gezollt für allen Trost und alle Erhebung, die ihm Schillers Dichtung in lauten Kämpfen und in stillem Ringen gespendet, für allen Glanz, den sie über sein Familienglück und seine Feste, über sein Sehnen und sein Entsagen gebreitet hat.

Ein Erinnerungstag, wie ihn uns der 9. Mai bringen wird, ist ein Tag ernster Einkehr und an sich nicht geschaffen, das Festgepränge und den Redeschwall jener Zeit zu wiederholen. Und wie völlig haben sich seitdem die Geschicke des deutschen Volkes umgestaltet! wie ist auch sein geistiges Leben und der Kreis seiner Interessen so ganz anders geworden! Ich rufe diejenigen zu Zeugen auf, die noch selbst jenes herrliche Fest miterlebt haben, ob sie glauben, dass die Gegenwart, sei es würdig, sei es berufen oder verpflichtet sei, mit der Generation von 1859 zu wetteifern?

Wohl aber haben wir ein Recht und haben wir die Pflicht, am Vorabend dieser Gedenkfeier uns zu vergegenwärtigen, was unserm Volke Schiller seit den Tagen der Grossväter und Urgrossväter gewesen ist, die Pflicht, uns klarzumachen, wieweit er noch heute unter uns wirkt oder nachwirkt, und was von der historischen und lebendigen Macht, die sein Name repräsentiert, in das zweite Jahrhundert seines Nachlebens hinüberragen wird. Diese Rechenschaft uns selbst und unsrer Zeit abzulegen, das entspricht dem sittlichen und wissenschaftlichen Ernste, den Schiller uns einpflanzen wollte, und der das beste und höchste ist, was er in alle Ewigkeit uns geschenkt hat. Denn die Schönheit zu der er hinführte, ist nicht die einzige, die Wahrheit aber zu der er erziehen will, ist unwandelbar, ist unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Wir dürfen nicht hoffen, dass uns dies Erinnerungsjahr die völlige Klärung unseres Verhältnisses zu Schiller bringe: aber sie durch Selbstprüfung anzubahnen, bleibt eine ernste Pflicht für jeden Gebildeten, der sich weder der Undankbarkeit will zeihen lassen, noch in den lärmenden Jubel der Menge einstimmen mag; sie durch geschichtliches Studium zu fördern, ist eine schöne Aufgabe der Wissenschaft. Erst die allseitige Erfüllung jener Pflicht und die gewissenhafte Lösung dieser Aufgabe wird uns befreien von einem Wust von Unklarheit und Unwahrhaftigkeit, den ich wie ein trübes, schweres Gewölk sich aufs neue zusammenballen sehe.

Indem ich mich anschicke, Schillers Nachleben in dem ver-

flossenen Jahrhundert in einer flüchtigen historischen Umschau an Ihnen vorüberzuführen, fühl ich mich gedrängt, ein persönliches Bekenntnis voranzustellen. Ich bin davon durchdrungen, nicht nur dass Schiller ein Dichter von Gottes Gnaden und eine höchst bedeutsame Erscheinung unserer Geschichte, sondern auch dass er eine zu dauernder Nachwirkung berufene sittliche Potenz ist. Aber zunächst will dieser Schiller, der unvergängliche Schiller, als ein Ganzes erfasst werden: als Mensch, als Dichter, als Gelehrter! Man kann Goethe als Dichter würdigen und geniessen, man kann ihn als Menschen lieben und ihm nahe kommen, ohne viel von seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu verstehen. Bei Schiller ist ein volles Verständnis des höchsten was er als Dichter geleistet hat, ohne die volle Würdigung des Gelehrten unmöglich. Ich denke dabei nicht nur an die philosophischen Aufsätze und Gedichte, sondern auch an den Wallenstein mit seinem dreifachen Untergrund: historische Vorarbeiten, Kantstudium und Studium der antiken Tragödie. Und Schiller der Mensch erleichtert uns den Zugang durchaus nicht: er fordert nicht auf zu traulicher Annäherung, seine Gestalt hat etwas von der eines Sehers. Dazu tritt ein weiteres: des zeitlich bedingten ist in Schillers Sprache und Gedankenwelt sehr viel mehr als bei Goethe — und es ist sehr viel schwieriger auszuscheiden! An der Wissenschaft von Goethe haben sich mit schönem Erfolg einzelne feingebildete Dilettanten beteiligt, die Wissenschaft von Schiller ist den Philologen und Philosophen allein vorbehalten. Die grösste Schwierigkeit aber, Schiller ganz zu verstehen und ihm völlig gerecht zu werden, liegt für unsere Zeit darin, dass er zugleich eine Natur von eminenter Wahrhaftigkeit und eine pathetische Natur ist. Das wussten seine Zeitgenossen noch sehr wohl zu vereinigen, den Gebildeten von heute aber haben Goethe und Bismarck — und anderseits unerfreuliche Contrasterscheinungen der Vergangenheit wie der Gegenwart — die Vorstellung gefestigt, als ob das eine das andere ausschliesse: und das ist für viele ein Hemmnis geworden auf dem Wege zu Schiller.

Wir dürfen es heut ohne Ueberhebung aussprechen, dass die Dichtung und die Persönlichkeit Goethes, dass seine Lebenskunst, Wissenschaft und Weltanschauung von uns besser verstanden und tiefer gewürdigt werden, als von seinen Zeitgenossen. Bei Schiller liegt es wesentlich anders: nur wenigen gelingt es durch ernstes Studium, ihn so verständnisvoll zu erfassen, wie es um die Zeit seines Todes sehr vielen Gebildeten möglich war. Das Jahrhundert seit Schillers Hinscheiden weist kein Jahrzehnt auf, das mit den Jahren 1796—1805 in der tendenzfreien Würdigung Schillers wett-

eifern könnte. Damals hat Wilhelm von Humboldt seinen Freund und Geistesverwandten den modernsten Dichter genannt — und kein Wort des Lobes hat Schiller mehr erhoben als dies. Aber freilich hatte auch Schiller, der litterarische Gegnerschaft fast übermütig herausforderte, stille und offene Feinde von Einfluss, und auch ihm war es nicht gelungen, die Kotzebue und Lafontaine aus der Gunst des breiten Publicums zu verdrängen.

Was ihm damals vor allem gehörte, das waren die Herzen der reifen Jugend. Er war ihr Wortführer gewesen in den Tagen rousseauischen Ueberschwangs, revolutionärer Kritik und gährender Hoffnungen — er füllte jetzt, wo der Verlauf der Revolution so wenig der Sehnsucht edler Geister entsprochen hatte, ihre Seele mit neuen Idealen und grossen Bildern. In eindrucksvollen historischen Darstellungen, in hinreissenden Dramen führte er sie auf die Höhen der Menschheit, unter Könige, Feldherren und Volkshelden. Er erschloss ihnen das reifste und tiefste der Kantischen Philosophie in Sitten- und Schönheitslehre, indem er diese zugleich der herben scholastischen Schale entkleidete. Er gab ihnen eine sehnsuchtweckende Schilderung der griechischen Cultur, die, mochte sie immerhin noch der Plastik wie der historischen Realität entbehren, ein unendlicher Fortschritt war über das französisch gefärbte Griechentum aus den Romanen Wielands hinaus. Jene Jünglinge, die damals die Hörsäle Friedrich August Wolfs in Halle, Gottfried Hermanns in Leipzig füllten, waren durchtränkt von dem Enthusiasmus Schillers und für Schiller, sie haben ihn hinausgetragen auf die Hochschulen und Gymnasien ganz Deutschlands: wenn man sich damals fortreissen liess, die Forderung des alten Henricus Stephanus zu verwirklichen und — in preussischen Gymnasien! — den Sprachunterricht mit dem Griechischen zu beginnen, so war das weit mehr das Hochgefühl der Schillerischen Geistesrichtung, als ein Uebergriff der klassischen Philologen. Umgekehrt haben dann diejenigen, welche zuerst die Forderung einer nationalen Erziehung mit Nachdruck erhoben, es freudigstolz wie Friedrich Ludwig Jahn ausgesprochen, dass dafür die Zeit gekommen sei, seit man die Jugend vor Ovid und Horaz auf Goethe, vor Sophokles auf Schiller hinweisen könne.

Als Schillers Geist von dem elenden Körper Abschied nahm, in dem ihn nur eine übermenschliche Willensstärke zurückgehalten zu haben schien, da gieng eine tiefe Trauer, ja mehr als das, eine Erschütterung durch die Besten unsres Volkes. Und zu Schillers wärmsten Verehrern zählten vor allem nicht wenige gesellschaftlich hochstehende: die Umgebung der Königin Louise und der Schimmelmannsche Kreis in Kopenhagen waren keine vereinzelten Er-

scheinungen; kein Zufall ist es, wenn der 10jährige Leopold Ranke den Namen Schillers zuerst von einem kursächsischen Husarenleutnant erfuhr, der das Bild 'dieses trefflichen Mannes' in sein Quartier im Diaconat zu Wiehe mitbrachte. Jetzt war vielen, zumal aus diesen Kreisen, zu Mute, als sei eine mächtige Schutzwand gefallen, hinter der die zurückgedämmten rohen Kräfte der Revolution aufs neue emportauchen und über die jugendlichen Gemüter Macht gewinnen könnten. Denn der Dichter der Räuber, dem 'erhabenes Wollen' das höchste schien, hatte die deutsche Jugend 'edler begehren' gelehrt, der Dichter des Don Karlos hatte sich zu der Kühnheit aufgeschwungen, die Ideale in das Reich der Phantasie zu verlegen und den Deutschen, die bisher stets um die Erfolge ihrer Kriege betrogen waren, denen die Entwickelung zur Nation versagt zu sein schien, das Bewusstsein einer höheren Würde und den Beruf zu den höchsten Aufgaben der Menschheitscultur einzupflanzen versucht.

Freilich, solche Flucht aus der Gegenwart schien nicht allen das gesunde, so wenig als das Evangelium Goethes, der dieser Gegenwart immer noch das beste abzugewinnen wusste. In dem Jahre wo Schiller starb begann Ernst Moritz Arndts 'Geist der Zeit' zu erscheinen, und ein Jahr später erhielt der Name Jena, der durch zwei Jahrzehnte mit der stolzesten Erhöhung des deutschen Geisteslebens verknüpft gewesen war, einen schreckenvollen, fluchwürdigen Klang. Doch das Band, das die deutsche Jugend an Schiller knüpfte, ward in den Jahren der Schmach und Erniedrigung, denen sobald die sittliche Wiedergeburt und die nationale Erhebung folgte, nur um so enger geschlungen. Zwar er selbst hatte ihr keine Vaterlandslieder und keine Freiheitsgesänge hinterlassen, seine Dramen und Balladen verrieten nirgends eine Vorliebe für deutschen Heimatsboden und deutsches Heldentum, aber aus den Dichtungen Max von Schenkendorfs und Theodor Körners fühlte man richtig den Grundton heraus, den er angeschlagen hatte, und aus seinen Dramen, mochten sie immerhin in fremden Landen spielen, entnahm man das feurige Bekenntnis der Liebe zur vaterländischen Erde, die ernsten Mahn- und Scheltworte des erregten Nationalgefühls, den leidenschaftlichen Hass gegen den Tyrannen: 'Nein! eine Grenze hat Tyrannenmacht!' — 'Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an' — 'Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, In keiner Not uns trennen und Gefahr' — und vor allem das grösste und herrlichste, wahrlich kein Rauschegold, sondern so recht dem spröden Erz der Sprache abgerungen:

Nichts würdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!

Auf die grosse Erhebung der Freiheitskriege folgten die trüben Jahre der Reaction, wo die deutschen Fürsten und die deutschen Regierungen dem Drängen des opfermutigen Volkes nach einer freiheitlichen Verfassung hartnäckigen Widerstand und bald auch böswilliges Mistrauen entgegensetzten. Auch in diesen Jahren hat sich der deutsche Idealismus an Schiller aufgerichtet und aus dessen Schriften das Rüstzeug seiner Argumente eindrucksvoll verstärkt. Ja es mochte manchem so scheinen, als ob sein klarer und edler Geist noch aus den Entwürfen die sein Nachlass hergab den Ringenden zu Hilfe komme: im Herbst 1815 erschienen die ersten Fragmente des Demetrius, und wenige Monate später las man in einer anonymen Schrift 'Ueber die Zukunft Deutschlands' an höchst wirksamer Stelle die Worte:

> Es ist die grosse Sache aller Staaten
> Und Thronen, dass gescheh was rechtens ist,
> Und jedem auf der Welt das seine werde.
> Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
> Da freut sich jeder sicher seines Erbs,
> Und über jedem Hause, jedem Thron
> Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

Der so citierte, war kein geringerer als Friedrich Gottlieb Welcker, der bald nach dem Erscheinen jenes Heftes der Unsere wurde.

Um das Jahr 1820 herum mehren sich die Anzeichen dafür, dass die Hochfluth der enthusiastischen Verehrung Schillers vorüber ist, ja einer entschiedenen Neigung zur Kritik Platz gemacht hat: zur Kritik die jetzt nicht nur, wie bei Schillers Lebzeiten, von Spöttern und Uebelwollenden geübt wird. Die Erscheinung ist unbestreitbar und hat sehr verschiedene Gründe. Da waren zunächst die schwärmerischen, empfindungsseligen Gemüter, die in Jean Paul ihren Abgott fanden: Jean Paul, der 1826 gestorben ist, hat die absolute Höhe seines Ruhmes und seiner Popularität noch selbst erlebt, und eine so überschwängliche Gedächtnisrede wie sie Börne dem Dahingeschiedenen hielt, hat kein andrer deutscher Dichter gefunden. Jetzt nannten sich enthusiastische Jugendfreunde nicht mehr Karlos und Posa, sondern Walt und Vult, und für einen jugendlichen Italienwanderer wie Karl August Hase war der Titan der natürliche Reisebegleiter — nicht Goethes Italiänische Reise, denn für Goethe war die Zeit noch lange nicht reif. Wir wissen von mehr als einem tüchtigen Manne der durch das Schwitzbad des Jean Paul-Cultus sieghaft hindurchgegangen ist: wenigen nur ist daraus

ein Lebensgewinn erwachsen, und schon die Zeitgenossen haben anf das unheimliche Spiel des Zufalls hingewiesen, das den wahnwitzigen Mörder Kotzebues ans demselben fichtelgebirgischen Städtchen hervorgehen liess wie Jean Panl Friedrich Richter.

Völlig entgegengesetzter Art waren die Gründe, welche die ernsten Vorkämpfer deutscher Art und dentschen Wesens, die realpolitisch gerichteten Köpfe mehr nnd mehr von Schiller abrückten: Männer wie Arndt, Dahlmann, Paul Pfizer. Nicht dass sie der Poesie an sich einen verweichlichenden Einfluss zugeschrieben hätten: alle drei waren sie verständnisvolle Bewunderer Goethes, den Arndt schon 1813, nnbeirrt durch seine nnpatriotische Znrückhaltnng, mit Freudigkeit den deutschesten Dichter genannt hatte. Schiller aber, daran konnte ihn der Nimbns, den die letzten Jahre nm ihn gesponnen, nicht irre machen, stand ihm wie Klopstock zn sehr 'in der kranken und nngesnnden Gegenwart', seine Dichtung erinnerte ihn zu oft 'an das Eitle, Angespannte nnd Empfindsame derselben'. Noch entschiedener auf den Kern gieng Schillers verstandesklarer nnd wahrheitsmutiger Landsmann, der Verfasser des 'Briefwechsels zweier Deutschen' (1831), indem er die Grundanschaunng, die recht eigentlich Schillers politisches Testament gewesen war, mit Keulenschlägen ans dem Felde trieb.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

So hatte Schiller dictiert, und Pfizer antwortet ihm: 'Wie 'Individualität die Bedingung des Bestehens der Menschheit über'haupt, so ist Nationalität die Bedingung des Bestehens grösserer 'Menschenvereine, der Staaten, ohne die keine Entwicklung znr Hu'manität möglich wäre. . . zn verlangen, dass eine Nation, um sich 'zum Weltbürgertume zu erheben, ihre Nationalität, nnd das Indi'viduum, um sich rein menschlich auszubilden, seine Individualität 'aufgehen solle, ist Unsinn, und die Behauptung, es sei die Be'stimmnng des Dentschen, nicht etwa vor allen Dingen Dentscher, 'sondern Weltbürger zu sein, ist nngefähr ebenso vernünftig, als die 'Forderung, der bildende Künstler solle bei seinen Schöpfungen von 'jedem Unterschiede des Geschlechtes, des Alters und der Charak'tere abstrahieren, um bloß die reine Menschheit darzustellen.'

Und noch von einer dritten Seite her erfuhr Schillers Ansehen eine wesentliche Einschränknng. War er den einen zn klar und streng in seinen sittlichen Forderungen, den andern zu unklar in seinem doctrinären Kosmopolitismus erschienen, so traf ihn schliesslich auch die Verdachtsnote des Republikaners. Er hatte freilich gesungen: 'Drum

soll der Sänger mit dem König gehen', — und die Demokraten von 1848 haben es ihm schwer genug verdacht. Aber anderseits hatte ihn doch schon längst Friedrich Schlegel als den eigentlichen Dichter der Revolution bezeichnet. Nachdem die Romantik politisch und reactionär geworden war, fand ihre alte Abneigung Gründe genug, ihn auf die schwarze Liste zu setzen. Und solche durch die Zeit der deutschen Revolution verstärkte Abneigung können wir hinter leichtem oder dichtem Schleier weithin verfolgen.

Späterhin hat die kurzsichtige Verpönung Schillers von oben her nicht wenig dazu beigetragen, seine Popularität im Volke zu steigern. Zunächst aber fühlten die Radicalen in Politik und Litteratur kein Bedürfnis, den Dichter für sich zu beanspruchen. Das junge Deutschland, das sonst in der Wahl und Werbung von Eideshelfern recht ungeniert verfuhr, das allerlei Rüstzeug aus Sturm und Drang und Romantik wieder aufputzte — zu Schiller hat es sich nicht hingezogen gefühlt. Sein bester Theoretiker, und zugleich sein bester Stilist, Ludolf Wienbarg feiert in den 'Aesthetischen Feldzügen' (1834) unbedenklich Goethe als den grössten Deutschen, als den geistigen Befreier der Deutschen, den Luther seines Jahrhunderts, während er über Schiller, selbst über den Dramatiker, rasch hinweggleitet und seine Prosa 'eine zu oft undeutsche und hohlklingende Paradesprache' nennt.

So war es um Schillers Ansehen und das Interesse für Schiller in den wortführenden Kreisen des öffentlichen Lebens bis über 1840 hinaus nicht zum besten bestellt. Dass er inzwischen mehr und mehr ins deutsche Bürgertum eindrang, soll nicht verschwiegen werden: aber es war doch für ernsthafte Einbusse schmaler Gewinn, wenn sich jetzt deutsche Philistertugend selbstgenügsam und selbstgerecht in dem Dichter der Glocke zu spiegeln begann, dem wahrlich solch bequeme Zufriedenheit nicht nach dem Sinne war. Wertvoller wurde, dass er dem Herzen und der Phantasie der Jugend nahe blieb. Als Gervinus im Jahre 1841 seine Geschichte der deutschen Dichtung abschloss, da konnte er getrost fragen, ob nicht der Patriotismus und die Politik der deutschen Jugend noch immer von dem idealen, poëtischen und chimärischen Anstrich gefärbt sei, den sie bei ihrem ersten Auftauchen durch Schiller empfiengen? Und er sprach es als seine Ueberzeugung aus, es werde in den Schwankungen des Geschmacks und des Interesses immer so bleiben, 'dass Schiller in erregteren Epochen in der Achtung vor Goethe 'voranstreten, dass man je nach der activen oder passiven Natur 'der Zeiten den männlichen oder den mehr empfänglichen, den 'äusserlichen oder den innerlichen Dichter vorziehen werde'.

Und diese erregten Zeiten kamen — sie waren im Anzug! Können wir bereits in Ruges und Echtermeyers Manifest gegen die Romantik (1839) bei allem Streben, Goethe gerecht zu werden, doch eine starke Vorliebe für den 'männlichen Schiller' bemerken, so tritt diese in den 'Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart' von Robert Prutz (1847), denen eine törichte Polizeichicane unverdientes Aufsehen und Ansehen verschaffte, schon ganz im Gewande der phrasenreichen Rhetorik zu Tage, die sich von jetzt an fast überall einstellt, wo Schillers Banner entrollt werden soll: für Prutz ist Schiller der Fortsetzer Goethes, wie Fichte der Fortsetzer Kants! 'Wie Goethe zu Kant, so gehört Schiller zu Fichte: jene 'die helleuchtenden Sonnen der alten, diese die verheissungsvollen 'Sterne der neuen Zeit! jene, in ihrer antiken Herbigkeit, in ihrer 'abgeschlossenen Majestät und Ruhe, gleich ehrwürdigen Resten 'einer anderen Zeit, gleich Göttern des Olymps: diese, in ihrer 'schönen Leidenschaft, ihrer schmerzlichen Erregung, ihrem Leiden 'und Kämpfen, ihrem Sterben und Verlöschen, Fleisch von unserem 'Fleisch, Bein von unserem Bein, Blut unseres Blutes! Wir ver-'verehren, wir bewundern Kant und Goethe gleich Göttern: wir lieben 'Fichte und Schiller gleich Menschen, unsern Brüdern.'

Wir stehen am Vorabend der deutschen Revolution, und wir fühlen den Flügelschlag ihres enthusiastischen Redeschwungs. Schiller ist in eine neue Wirksamkeit getreten: an ihm entzündet sich die freiheitstrunkene Dichtung der Herwegh und Freiligrath, an ihm bildet und mit Citaten aus ihm schmückt sich die Redekunst jener Tage, die, das dürfen wir ihr getrost nachsagen, höher stand als die von heute. 'Posa wird das Urbild des modernen Liberalismus: durchaus ehrlich und edel, aber unpraktisch schwärmerisch und ein wenig schwatzhaft und eitel' — so hat es damals ein bekannter conservativer Publicist ausgesprochen. Es ist wahrlich keine Wirkung die Schiller erstrebt hatte! In jenem bedeutungsvollen Prosaentwurf über die Grösse der Deutschen, den er kurz nach dem Frieden von Luneville niederschrieb, und den es ihm nicht gelingen wollte zum Gedicht zu gestalten, sagt er von unserem Volke: 'Seine Weisen waren keine Redner'. Jetzt werden wir gerade durch den Aufschwung der Rhetorik beständig an Schiller erinnert: ein Rhapsode wurde der Dichter der aus der Frankfurter Nationalversammlung in die Litteratur übertrat, und der glänzendste Redner dieses Parlaments ist der Festredner vom Hamburger Schillerfeste, Gabriel Riesser. Seine Leistung ist ein wahrhaftes rhetorisches Prunkstück: 'Die Atmosphäre, in der unsere Seelen 'zu atmen gewohnt sind, ist so angefüllt von dem hohen Geiste Schiller-

'scher Dichtung, dass es uns ist, als müssten sie nicht mehr atmen 'können in einem Luftkreise, dem es an diesem belebenden Hauche 'mangelte'. — Und vor allem die Citate! Das sechzehnte Jahrhundert hatte seine Rede gern mit Sprichwörtern geziert, mit deutschen und lateinischen, das siebenzehnte bevorzugte die römischen Dichter, das achtzehnte lernte sich auf Montesquieu und Rousseau berufen — das neunzehnte citiert Schiller! Von Robert Blum bis hinüber zu Bismarck treffen wir diese Schiller-Worte — nur freilich hier anders gewendet als dort: denn dem einen dient das Citat als Trompetenstoss, der andere liebt es als scharfgespitzten und leichtbefiederten Pfeil zu versenden.

Auf der Linken wie auf der Rechten, geliebt und befehdet, gilt Schiller dieser politisch erregten Zeit wieder als der moderne Dichter, und in dieser Geltung ist er geblieben und wird er weiter citiert, wo irgend politische oder Standeskämpfe ausgefochten werden. Schillers Idee der Freiheit vermögen eben politische Rhetoren, die sie obendrein oft nur aus vereinzelten Citaten kennen, nicht anders als politisch zu nehmen. Im Mai 1870 warf Bismarck im Reichstag des Norddeutschen Bundes den Liberalen einmal ein paar Verse aus der Parricidascene des Tell entgegen, den er neben dem Wallenstein am häufigsten citiert: dabei nennt er Schiller 'den Dichter, den Sie so gern als Vertreter der modernen Ideen darstellen'. Und vor wenigen Tagen haben wir gelesen, wie einem beredten Führer der Gewerkschaftsbewegung neckend sein Lieblingsdichter Schiller vorgehalten wurde. Die Bühne und die Handlung wechseln — das Rüstzeng aus Schiller bleibt das alte!

Die Jahre 1848 und 1849 haben Schillers Volkstümlichkeit gewaltig gesteigert, und als nun eine neue Reaction eintrat, als das Hoffen auf politische Einigung der Nation abermals gescheitert schien, da klammerten sich die Patrioten leidenschaftlicher denn je an den sichtbaren Gemeinbesitz, an die classische Dichtung, als das Band an dem der Nationalgedanke festgehalten wurde: vor allem an die Dichtung und an die Person Schillers, die ihr um so lieber wurden, als auch sie zu den Verfolgten und Geächteten jener trüben Tage zu gehören schienen. Diese Stimmung war viel reiner und tiefgehender als die der vorangehenden Erregung: es war nicht mehr die Stimmung der Trompetencitate, sondern die der Schillerschen Elegie, der Flucht in das Reich des Ideals. Und so kam denn das Schillerfest von 1859 zu stande: hier und da nicht ohne politische Nebenabsicht und etwas Parteispektakel eingeleitet, im grossen und ganzen aber doch frei aus der Seele eines dankbar sehnsüchtigen

Volkes geboren, ein Nationalfest wie Deutschland noch keines erlebt hatte, eine feierliche Bekräftigung aller deutschen Stämme, dass sie ein einzig Volk von Brüdern sein wollten, dass die Ideale, für die man in den Freiheitskriegen und wiederum 1848 gekämpft und gerungen hatte, unerschüttert feststünden!

Dass dieses nationale und politische Fest sich an den Namen Schillers festklammerte, der selbst in scharfen Epigrammen die Unfähigkeit der Deutschen sich zur Nation zu bilden verspottet und als den besten Staat den bezeichnet hatte, von dem man wie von der besten Frau am wenigsten spräche, der klar und präcise bekundet hatte, dass er kein nationaler Dichter sei und kein politischer sein wolle — das hat etwas rührendes; aber wir wollen unsere Väter darum nicht schelten, wir wollen uns nur heute dagegen verwahren, dass aus dem Einheitssturm jener Tage, der Schiller zum Nationaldichter proclamierte, Folgerungen gezogen werden für Gegenwart und Zukunft.

Es ist freilich eine ernste Frage, inwiefern ein Volk gebunden sein soll, sich in seinem Verhältnis zu seinen grossen Männern durch das bestimmen zu lassen, was sie selbst sozusagen als ihr geistiges, ethisches oder politisches Testament formuliert haben. Der Weg auf dem wir zu einer neuen Kunst gekommen sind, weist wohl auf den jungen Goethe zurück, aber er führt wie an Schiller vorbei, so über den alten Goethe hinweg. Wenn aber gegenüber Gemälden wie denen von Feuerbach oder Böcklin, gegenüber einer modernen Stimmungslandschaft oder einem Freilichtbild aus dem Arbeitsleben der Gegenwart viele von uns die dankbare Empfindung überkommt: 'Sinn und Seele dafür hat dir Goethe erschlossen!' — mag uns nun eine seiner kunstenthusiastischen Aeusserungen aus der Jugendzeit oder eine Stelle der Iphigenie, eine Strophe des Westöstlichen Divans oder eine Scene aus dem zweiten Teil des Faust vorschweben — sollen wir uns da etwa an jenes reactionäre und zu schwächlicher Resignation mahnende Kunstprogramm erinnern, mit dem der 50jährige seine Propyläen eröffnete? Nein, wir haben ein Recht auf den ganzen Goethe! — und so haben wir auch ein Recht auf den ganzen Schiller! Die Wirkungen die von den Räubern, von Kabale und Liebe und von Don Karlos ausgehen und ausgehen werden, sind nicht zu hemmen und selten zu tadeln — aber wenn die ganze Entwickelung Schillers, die als ein ernstes Ringen mit Philosophie und Geschichte sonnenklar vor uns liegt, gefälscht wird, um aus ihm einen deutschen Patrioten, einen mit Sehergabe ausgestatteten Politiker, einen Vorkämpfer der politischen Freiheit, und demnächst wohl gar einen Freund des emporstre-

benden vierten Standes zu machen — und wenn das alles dazu dient, gewollt oder ungewollt, unser Volk seinem grössten Genius und grössten geistigen Wohltäter Goethe zu entfremden, dann reden wir in Schillers Sinne, im Sinne des wahrhaftigsten Menschen, wenn wir verlangen, dass der Dichter aus seinen Schriften gewürdigt werde, anstatt aus einem Haufen von Citaten!

Das Jahr 1859, das Schiller zum Nationaldichter prägte, hat seine Wertschätzung auf lange hinaus bestimmt: da zum ersten Male hat man ihn auch rundweg den grössten deutschen Dichter genannt. Ich habe in der Zeit vor 1848 keine einzige Stelle gefunden, wo das auch nur verschleiert ausgesprochen wäre: dass Goethe der überragende sei, war für alle klar, auch für jene, die ihm nur wie Wolfgang Menzel ein ungewöhnlich starkes und reiches Talent zugestanden, auch für die denen Goethe antik und Schiller modern, Goethe weiblich und Schiller männlich, Goethe höfisch und Schiller volkstümlich erschien. Jetzt aber erneute sich die wunderliche Vorstellung, die früher nur vereinzelt aufgetaucht war, als ob sich Goethe selbst zwischen das deutsche Volk und seinen Lieblingsdichter gedrängt habe — derselbe Goethe, zu dem alle Festredner flüchteten, um ihm die unübertroffenen Preisworte auf den grossen Freund abzuborgen. Alle die elenden Verdächtigungen, die nichtsnutzigen Bonmots und pietätlosen Aperçus aus den Tagen der Börne, Menzel und Heine tauchten wieder auf, und der Weg zu Goethe, dem Dichter und liebenswerten Menschen, ward unserm Volke von neuem versperrt, nachdem er soeben — 1849 und 1854 — durch einige köstliche Publicationen für Alle einladend geöffnet schien.

Hatte die Generation von 1859 ein bevorzugtes Recht oder die besondere Fähigkeit, über Wert und Unwert dichterischer Leistung abzuurteilen? Nein! denn sie war, obwohl nicht arm an Dichtern, unfähig, das bedeutende vom unbedeutenden, das ewige vom alltäglichen zu unterscheiden! Diese Zeit, die sich ihre Poëtik und Litteraturgeschichte von Rudolph Gottschall schreiben liess, hatte sich soeben von der lilienwangigen Amaranth zu dem pausbäckigen, schnurrbärtigen Trompeter von Säckingen hingewendet, sie liess den Grünen Heinrich zu Maculatur werden und verbrauchte 20 Jahre auf die erste Ausgabe der Leute von Seldwyla — denn sie las Auerbach und Spielhagen; sie besass Mörike — und schwärmte für Kinkel; sie liess es geschehen, dass ein Schiller ebenbürtiger Dramatiker, Grillparzer, sich in Kummer über die Gleichgiltigkeit der Zeitgenossen verbitterte, und hatte wenig Verständnis für das leidenschaftlich ernste Ringen Hebbels nach einer Kunst, die über Schiller

hinauswachsen sollte — aber dem 'Fechter von Ravenna' jauchzte sie zu, diesem Bastard einer schamlosen Aftermuse!

Hochgeehrte Festgenossen! wir sind seit dem grossen Schillertage von 1859 sehr viel reicher und sehr viel reifer geworden: reicher und reifer in unserer nationalen Entwicklung durch das Zeitalter Kaiser Wilhelms I und seines grossen Kanzlers, reicher und reifer im Kunstverständnis vor allem durch Goethe. Schiller ist uns heute kein politischer Führer mehr und nicht einmal ein notwendiger nationaler Sammelpunct: dass er einmal der einzige gewesen, wollen wir ihm nie vergessen! Er ist uns auch längst nicht mehr die Vergegenwärtigung der absoluten Poësie, sondern seine Dichtung ist nur eine höchst individuelle Ausstrahlung, deren Glanz sich verdunkelte, jemehr sie schulebildend ward, die aber wieder heller leuchten muss, wenn wir sie nicht als die Poësie an sich, sondern als die Poësie Schillers verstehen lernen.

Die Abkehr unserer Gebildeten von Schiller und die Hinwendung zu Goethe ist nicht der Erfolg einer Agitation, sondern das Resultat einer Entwickelung, die offen vor unseren Augen liegt. Es musste so kommen — es kann wieder anders werden, und ich hoffe, dass es wieder anders wird: aber nie und nimmer darf es wieder so werden, wie es einmal gewesen ist! Wodurch die politisch gereifte Nation den unpolitischen Freiheitsapostel Schiller entbehren lernte, hab ich angedeutet. Wie ihr seine Poësie fremder wurde, darüber bin ich Ihnen Auskunft schuldig. Schiller hat das Misgeschick gehabt, seinem Volke Redner statt Weise zu schenken — er hat das grössere Misgeschick gehabt, ihm Dilettanten statt Künstler zu erzeugen. Schiller hasste, nachdem sich der Tyrannenhass seiner Jugend erschöpft hatte, nichts leidenschaftlicher als den Dilettantismus. Er hatte die Genugtuung, im Bunde mit dem grossen Kunst- und Lebensgenossen Goethe den Dilettantismus der Pedanten aus der Kunstübung zu verdrängen — nun aber kam eine neue Gattung von Dilettanten auf: die Schöngeister. Schiller selbst verstand darunter in erster Linie die Romantiker: er sah nur das gespreizte, eitle und unwahrhaftige Gebahren der Schlegel und erfasste noch nicht die unendlich fruchtbaren Keime der neuen Richtung, zu deren Verkennen er zeitweise auch Goethe mitbewog. Dass er selbst durch gewisse Einseitigkeiten seiner Dichtung einen weit gefährlichern Dilettantismus grosszog, hat er, der sich die Meisterschaft so unendlich sauer werden liess, nicht geahnt, obwohl ihm die ersten Vorboten der neuen Gefahr schon zeitig zur Beurteilung präsentiert wurden.

Schillers lyrische Dichtung zeichnet sich von vorn herein durch eine gewisse Enge der Stimmungen aus: sie ist im wesentlichen beschränkt auf die rhetorisch gefärbte Elegie und die pathetische Satire; mit dem unendlichen Stimmungsreichtum Goethes ist sie nicht zu vergleichen. Es fehlte ihm ferner ganz jene Fühlung mit der Volkspoësie, die Bürger und Goethe besassen: er hatte sie in der Jugend nicht erworben und er hat sie später, als seinem innersten Wesen fremd, ehrlich verschmäht. So hat er denn seine Balladen bald mehr an die Elegie angelehnt, wie etwa die Cassandra, bald direct rückwärts an die lehrhafte Dichtung der Gellert und Gleim: Stücke wie die Bürgschaft und der Gang nach dem Eisenhammer sind dafür besonders charakteristische Zeugen. Und schliesslich: sein Sprachschatz ist im Vergleich mit Goethe und Herder ein geradezu auffällig beschränkter, wie schon Jacob Grimm scharf betont hat. Das stimmungsvolle und empfindungswarme Beiwort, wie es Klopstock in unsre Dichtung eingeführt und Goethe und Mörike in unvergleichlicher Genialität ausgebildet haben, ist ihm fast fremd, er bevorzugt das stereotype Epitheton ornans, zum Teil genau in der Auswahl wie es seit den Tagen Opitzens und Lohensteins im Schwange war: die 'rohe Kraft', die 'sanfte Sitte', die 'heitre Kunst', der 'thränenvolle Krieg'.

Das alles zusammen bewirkt, dass Schillers lyrische und lyrisch-epische Dichtung begabte Anempfinder, die eine ähnliche Stufe der allgemeinen – und gar der wissenschaftlichen – Bildung erklommen haben, zur Nachahmung verlocken muss. Besonders schnell haben dies die Frauen herausgefunden, und Sophie Mereau, Louise Brachmann und Amalie von Imhof legen schon in Schillers Musenalmanach davon Zeugnis ab. Aber auch Strophen wie sie in den Jahren 1804 und 1805 die Studenten Friedrich Thiersch und Franz Passow in Leipzig mit leichter Hand hinwarfen, zeigen eine fast erschreckende Aehnlichkeit mit Schiller in Form, Wortwahl und Stimmung. — Mit den Dramen stand es nicht viel anders: die Sprache und ihr ethisches Temperament haben Schiller viele abgesehen, und da die grösste Kunst bei ihm in den wirkungsvollen Aufbau der einzelnen Scene fällt, so mochte sich mancher, dem eine bestimmte Situation aus der Geschichte oder Litteratur lebhaft vor die Seele trat, augespornt fühlen, ihr zu Liebe ein ganzes Drama zu dichten. Es ist recht lehrreich, dass ein hochstehnder Altertumsforscher, der auch zu den feinsinnigsten Beurteilern Goethischer Kunst und Eigenart gehört, die Aeusserung tun konnte: 'Auch bei klarer Erkenntnis, dass man zur tragischen Dichtung weder Beruf

noch auch grossen herschenden Zug habe, kann man doch in guten Tagen einmal eine Tragödie schreiben.'

Mit unheimlicher Geschwindigkeit schoss denn in Deutschland eine Schule Schillers hervor: in Lyrik, Epik und Drama. Die Litteraturgeschichte kennt wohl kein Beispiel von einer derartigen, geradezu beängstigenden Wirkung in die Breite. Dass sich auch die begabtesten unter der jungen Generation diesem Einfluss nicht ganz entzogen, ist verständlich: aber keiner war ihm so von vorn herein gewachsen wie Heinrich von Kleist, wenige sind so rasch durch Schillers Schule hindurchgeschritten, wie A. W. Schlegel als Balladendichter, Hölderlin als Elegiker und vor allem Grillparzer und Hebbel als Dramatiker. Kleinere Talente sind dem Uebergewicht Schillers erlegen, Dutzende aber von deutschen Lyrikern und Dramatikern wären nie mit der Druckerschwärze vertraut geworden, wenn sie nicht eines Tages vor sich selbst oder im Kreise ihrer Freunde die Entdeckung gemacht hätten, wie leicht sich doch die Poesie lernen und auf in Schiller erzogene Hörer ein Eindruck erzielen lasse.

Eben in diesen Epigonenschaaren festigte sich die Vorstellung, dass Schillers Dichtung die Dichtung an sich und Schillers Drama das Drama, zum mindesten aber das deutsche Drama sei. Aus den Kreisen dieser fröhlichen Nachahmer erscholl der Ruf, dass nur auf Schillers Bahnen das Heil der deutschen Bühne erblühen werde. Die Reaction gegen solche Verblödung der Kunst war unausbleiblich — dass unter dieser Reaction das Ansehen Schillers selbst gelitten hat, ist hoffentlich nur ein vorübergehender Schaden. Dagegen ist es ein wirklicher Heilungserfolg, dass wir von der Nachahmung Schillers curiert sind. Je mehr Schillers Kunst isoliert erscheint, desto mehr wird sie als eigenartig, persönlich und wahrhaftig anerkannt werden: es war der Höhepunct der Verärgerung, dass man ihr diese Eigenschaften abstritt!

Ob der Schillerschen Dichtung — und ich denke dabei in erster Linie an die Dramen, die auf uns und insbesondere auf unsere Jugend noch heute wirken wie vor 100 Jahren, die Ewigkeit gebührt, darüber haben nicht wir zu entscheiden, sondern die Geschichte der Litteratur, die keiner von uns macht, und am wenigsten der Litterarhistoriker. Die Mängel die Schillers dramatischer Kunst anhaften, insbesondere die inconsequente Art der Charakterzeichnung, die auf die Wirkung der einzelnen Scene ungebührend Rücksicht nimmt, sind in tiefernsten Auseinandersetzungen von Otto Ludwig dargelegt, dem nicht sowohl daran lag, dem Publicum seinen Glauben an Schiller zu nehmen, als vielmehr sich selbst zu recht-

fertigen und zu stählen in dem Hinstreben zu Shakespeare. Aber im Grunde ist es doch wieder nur ein fremder Massstab, an dem hier Schiller gemessen wird, ein Massstab, der ihm selbst, dem Uebersetzer des Macbeth, keineswegs unbekannt war. Schiller war ein ausgezeichneter Kenner der dramatischen Litteratur aller Zeiten: er hat seine Uebersetzerkunst in den Dienst des Euripides und des Shakespeare, des Gozzi und des Racine gestellt und den Dichter des Götz von Berlichingen und des Faust gepriesen, als dieser es wagte, den Mahomet des seit Lessing nur geschmähten Voltaire auf die deutsche Bühne zu bringen. Wohl glaubte er, dass er seinen Zeit- und Volksgenossen das echte und rechte Drama bescheert habe, und der Jubel der ihn in Leipzig und Berlin noch in dem Jahr vor seinem Tode begrüsste, hat ihm das bestätigt — aber er hat nicht gewollt und nicht geahnt, dass sich auf ihn eine neue Orthodoxie der dramatischen Kunst stützen solle.

Ich will versuchen zusammenzufassen, was ich am Vorabend von des Dichters hundertjährigem Todestage als unsere Pflicht gegen Schillers Andenken und gegen uns selbst im Hinblick auf Schiller ansehe.

Wir sollen aufhören, Schiller als einen Apostel des Nationalgefühls und der politischen Einigung unseres Vaterlandes zu preisen, aber wir dürfen uns dankbar erinnern, dass und warum er unsern Vätern dafür gegolten hat. Nicht Schiller, sondern erst der Mann, der die Sehnsucht unserer Väter — 'Wann wird der Retter kommen diesem Lande?' — erfüllte, hat uns den Begriff der nationalen Ehre als eine neue Sittlichkeit in die Brust gegraben, aber durch das herrliche Wort, das Schiller dafür geprägt hat, war der Boden dafür bereitet.

Wir sollen lernen, Schillers Poësie als eine persönliche zu erfassen und an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben; wir sollen das Vorurteil bannen, als ob ihr Pathos nur Rhetorik und nicht stets der Ausdruck einer tiefern Erregung sei.

Wir sollen das reifste und höchste was Schiller gedichtet hat, vom Reich der Schatten und dem Wallenstein ab, stets im innigen Zusammenhang mit seinen philosophischen und kunsttheoretischen Studien zu würdigen streben. Denn niemals sind Poësie und Philosophie, ausübende Kunst und Kunsttheorie so eng verschwistert gewesen, wie in seinem Schaffen.

Wir sollen, jeder an seinem Teile, den Dilettantismus und das Philistertum bekämpfen, denen beiden Schiller Feindschaft bis aufs Messer geschworen hatte. Das Philistertum bedroht heute

kaum noch die Kunst, sondern nur die Wissenschaft, der Dilettantismus aber ist der grösste Feind der modernen Kunst. Unsere Zeit ist reich, fast überreich an künstlerischen Talenten auf allen Gebieten: in der Plastik und Malerei, in der Musik, in der Poësie. Eine gewisse Leichtigkeit der Technik ist mehr als je Gemeingut geworden: aber der künstlerische Ernst, das rechte Verantwortlichkeitsgefühl, eine tiefgründige Bildung fehlt fast überall. Und da kann Schiller ein Erzieher und ein leuchtendes Vorbild sein: denn der sittliche Ernst mit dem er auf der zweiten Höhe des Erfolges Halt macht und sich eine fast achtjährige Zurückhaltung in dichterischer Production auferlegt, steht ohne Beispiel da in der Litteraturgeschichte aller Zeiten und Völker.

So sind wir von dem künstlerischen unvermerkt auf das sittliche Gebiet gekommen — bei Schiller ist alles eine Einheit: Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit. Und er ist eine wahre Heldennatur in dem doppelten Ringen gegen materielles und körperliches Elend und gegen die Schwächen des eigenen Charakters und die Mängel der Jugendbildung. In diesem Ringen und Siegen kann er noch Unzähligen zum erhebenden Schutzgeist werden. Was uns Not tut ist nicht der Schiller der grossen Worte und der elegischen Weltflucht, sondern der Schiller des starken Enthusiasmus, des ehernen Fleisses, der Treue gegen sich selbst. Seine Poësie mag uns eine festliche Begleiterin sein, er selbst ist ein ernster Führer und Leiter. Wir alle wissen, wieviel ihm der junge Carlyle verdankt, der einer seiner ersten Biographen wurde und diese Biographie, obwohl er sie als litterarische Leistung später verwarf, und obwohl er längst den Weg über Schiller zu Goethe gefunden hatte, doch in seine Werke aufnahm: als dauerndes Denkmal dafür, was er diesem heroischen Kämpfer schulde. Und sind nicht jene Worte, die man neuerdings mit Vorliebe als die köstlich herbe Frucht von Carlyles Lebensweisheit citiert: 'Arbeiten und nicht verzweifeln!' recht eigentlich auch die Quintessenz von Schillers Leben? Wie viele haben sich nach dem Schwärmen und den Enttäuschungen der Jugend mit Gervinus an der tiefen Wahrheit des Schillerschen Satzes aufgerichtet, dass für geschwundene Ideale der sicherste Trost in nie ermattender Beschäftigung gefunden wird! Aber freilich kenn ich kein zweites Beispiel, wo das Ethos Schillers durch ein ganzes Menschenleben so mächtig gewirkt hat, wie in dem tapfern Fr. Albert Lange, dem die Gestalt seines Lieblingsdichters auch auf einem qualvollen Sterbelager tröstend und erhebend zur Seite blieb.

Das Schillerfest von 1859 sah unter seinen Rednern und Dichtern die edelsten und würdigsten Vertreter der deutschen

Bildung und Gelehrsamkeit, aber es sah auch ein merkwürdiges Gemisch von Leuten, denen Schillers vornehm spröde Eigenart grundfremd sein musste: auf der weiten Strecke von dem Republikaner Herwegh bis zu dem reactionären Minister v. Beust fehlten natürlich auch die lauten Kehlen nicht, die vor kurzem noch den Aposteln von Kraft und Stoff zugejubelt hatten. Tausende umtanzten im Festrausch die steile Höh, von der Batterieen Schillerscher Epigramme auf sie recht eigentlich gerichtet waren!

Wird das Jahr 1905 klarer sein in der Selbstbeurteilung und aufrichtiger im Bekenntnis?

Dem Genius Schillers huldigen dürfen Alle. Aber nicht alle, die einem edlen Zweck und einem Ideal zu dienen glauben, sollten ihn auf Grund einiger herausgerissener Citate für sich reclamieren. Die Anhänger Nietzsches werden dem Denkmal des von ihrem Meister so traurig geschmähten Dichters von selbst fernbleiben. Die Vorkämpfer der Frauenrechte können sich aus der 'Würde der Frauen' und der 'Macht des Weibes' unmöglich schneidige Waffen holen. Die eitlen Volksbeglücker und die welche nicht rasch genug die Wissenschaft in die breiten Massen hineintragen können, müssen sich sagen, dass sie den Dichter nicht für sich haben, der, von anderem zu schweigen, die Epigramme 'Majestas populi' und 'Falscher Studiertrieb' geschrieben hat.

Und so könnt ich fortfahren — nicht um zuletzt für irgend einen engern Kreis moderner Bestrebungen Schiller in Beschlag zu nehmen: es würde unter allen Umständen unaufrichtig sein. Schiller ist kein moderner Dichter und kein moderner Mensch, der für irgend ein Programm der Gegenwart anders als durch trügerische Citate auszubeuten wäre. Das Grosse an ihm ist eben das Unmoderne, es ist seine Eigenart und seine Stärke! Und darum wünschen wir vor allem, dass ihm unsere Jugend treubleibt, und dass ihm das Gymnasium treubleibt, — ich meine die unter uns wünschen es, die nicht wollen, dass die Jugend und das Gymnasium modern werden. Denn freilich, wenn sich die Ideale aller derer erfüllen sollten, die das kaum ein wenig beruhigte Gymnasium von neuem mit Wünschen und Forderungen, mit Lehrfächern und Lehrmethoden bedrängen, dann wird auch im Rahmen der Schule und in der Gedankenwelt der Schüler kein Platz mehr für Schiller bleiben. Dann haben wir glücklich die Allerweltsjugend, aber keine deutsche Jugend mehr, und die Werke Schillers kann man getrost den Litterarhistorikern ausliefern. Denn ohne Jugend kein Schiller, ohne Schiller keine deutsche Jugend!

Die festliche Stunde gibt mir das Recht, mit einer persönlichen Erinnerung zu schliessen.

Es werden im Herbst 30 Jahre herum sein, da stand ich eines Tages auf dem Hofe des Lyceum Fridericianum zu Cassel in der Nähe einer Gruppe von Schülern, die mit mehr Altklugheit als eignem Urteil und Empfinden das beliebte Thema erörterte: Wer ist grösser: Schiller? — Goethe? Soeben hatte sich einer von ihnen mit grosser Sicherheit der Formel entledigt: Schiller müsse vor Shakespeare als dem grössern Dramatiker, vor Goethe als dem grössern Dichter zurücktreten. Da ergriff in sichtlicher Erregtheit ein schlanker Jüngling das Wort, der wie wir alle die rote Mütze der Primaner trug: 'Hat Shakespeare ein Stück geschrieben, das uns hinzureissen vermag wie der Don Karlos? — konnte Goethe überhaupt ein solches Stück schreiben?!'

Der so sprach war kein anderer als Prinz Wilhelm von Preussen — dem wir heute als unserem Kaiser und König huldigen. Geboren in dem Schillerjahre 1859 war auf seine Jugend noch der volle Abglanz jenes Enthusiasmus gefallen, dem an der Stelle wo ich jetzt steh der Erzieher seines erlauchten Vaters, Ernst Curtius, Worte hohen Schwunges geliehen hat. Wohl wissen wir, dass sich Kaiser Wilhelm II. keinen Marquis Posa zum Reichskanzler aussuchen würde — wir wissen es, und es stärkt unser Vertrauen. Aber auch dessen sind wir gewiss, dass jenes Jugendfeuer, das sich einst an Schiller entzündet hat, in ihm fortglimmt als befruchtende Lebenswärme, dass es ihn stark, freudig und liebenswert macht: in seinem Eifer für die Ehre des deutschen Namens, in seinem ernsten Wirken und begeisterten Wollen für das Glück seines Volkes, in der hohen und stolzen Auffassung von den Aufgaben und Pflichten seines königlichen Berufes. Es ist der innigste Wunsch dieser Stunde, dass das allezeit so bleiben und dass der Herrscher auf dieser Bahn allezeit das Verständnis seines Volkes finden möge!



